

# Die Neue Welt

Nr. 31

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

## — Kapitän Wilsons Werbung. —

Von W. W. Jacobs.

(Fortsetzung.)

Der Kapitän widerlegte ihn keiner Antwort, und als seine Botschaft im Logis ausgerichtet war, verursachte sie dort eine gewaltige Aufregung. „Jetzt will ich's noch mal probieren,“ sagte Dick mit Nachdruck. „Fünf Pfund lohnt sich schon.“ „Ich hoff' bloß, daß Dich nich dasselbe passiert, was mich passiert is,“ sagte der Koch mit Gefühl. „Was wir brauchen,“ sagte der dicke Sam, „is eins von die Dinger, die die Leute in der City haben — eins von die — wie heißen sie doch?“ „Droschke?“ rief der Koch. „Die Droschken hol' ber Denbel!“ sagte Sam

ärgerlich. „Eins von die Dinger, wo 'ne Masse Menschen in sind, mein ich.“

„Dunnibus,“ sagte der Koch. „Abers Du wollt'st doch wohl nich mit'n Dunnibus in die ganze Gegend herumkajolen, Sam?“

„Wenn mir jemand fragen lät, wird' ich'n sagen, daß Du'n alten Hanswurst bist,“ sagte Sam ungeduldig. „Ich mein' eins von die Dinger, wo die Leute ihr Geld hineinstecken.“

Der erstaunte Koch war soweit wie „Automa —“ gekommen, als Henry ihn durch einen Stoß zum Schwelgen brachte.

„Wo steuerste denn auf los?“ sagte Dick. „Warum red'ste nich klar und deutlich?“

„Weil ich nich auf das Wor' kommen kann,“ sagte Sam ärgerlich, „abers es is, wenn 'ne Menge Leute sich zusammentun und jeder sein Teil hat.“

„Du meinst 'n Syndikat,“ sagte Dick.

„Das is das rechte Wort,“ sagte Sam erleichtert.

„Na, und was soll das?“ sagte Dick.

„Folgendermaßen,“ sagte Sam, „wir machen ein Syndikat und teilen uns das Geld, wenn er gefunden is. Es wär' doch 'ne ärgerliche Geschichte, Dick, wenn, just wenn Du Deinen Mann aufge-



F. Zverschina: Slavisches Gehöft in Mähren.

stübert hättest, ich da entlang kinn' und ihn Dir gerade vor die Nase wegschnappen tät, zum Beispiel — —"

"Das kannst ja mal probieren," sagte Dick grünnig.

"Das is 'ne sehr gute Idee von Dich, Sam," sagte der Koch. "Ich mach' mit."

"Du solltest auch mal lieber betreten, Dick," sagte Sam.

"Ich nich," sagte Dick; "fünf Pjumb sind's, wo ich hinterher bin."

"Wir werden aber gegen Die arbeiten, müßte bedenken, ich und der Koch und der Jung'," sagte Sam eindringlich.

"Hoh!" sagte Henry, "denk bloß nich, daß ich mitmach'."

"Na, is gut denn," sagte Sam, "das — das — wie nanntest Du's doch, Dick?"

"Syndikat," sagte Dick.

"Das Syndikat sind denn ich und der Koch," sagte Sam. "Gieb mich die Hand, Koch."

In dieser wenig formellen Weise wurde die „Gesellschaft zur Auffindung des Kapitän Gething“ gegründet, und das Syndikat, das dachte, daß seine Sache eine besonders gute sei, hielt sich abseits von seinen Kollegen und begann in entlegenen Winkeln geheimnisvolle Konferenzen abzuhalten. Die Mitglieder desselben legten einen Schilling in einer populären Kriminalgeschichte an, betitelt „Auf der Spur“, und führten dadurch ein abenteuerliches Element in ihr Leben ein, das es gewaltig erhelle.

Am nächsten Tage arbeitete der Kapitän tüchtig mit an der Ladung, mit fieberhafter Energie herum hantierend, wie es später und später am Nachmittage wurde, und er sah das tötö à tötö seines Nebenbuhlers mit Annis ausmalte. Nach dem Thee trat die Reaktion ein, und Stille für Stille erfuhr der Steuermann, infolge seiner wohlberechneten Teilnahme, alles, was er wissen wollte. Auch Henry, der sich still verhielt, erfuhr es.

"Es kommt Sie zu gute, daß es Ihr eigenes Schiff is," sagte der Steuermann. "Sie können fahren, wie Sie wollen. Wenn Sie den Badder finden, können Sie den andern Menschen bald genug los werden."

"Das is nich mein Zweck beim Suchen," sagte der Kapitän. "Ich will ihn bloß finden, um ihr 'n Gefallen zu tun."

Am nächsten Nachmittage entfernte er sich wieder, verstohlen von den Blicken der Mannschaft verfolgt, die einiges von Henry erfahren hatte, und nachdem er sich zunächst den Bart hatte stutzen lassen, machte er seinen Besuch bei Frau Gething. Sie war zu Hause und freute sich, ihn zu sehen, und als sie hörte, daß seine Mannschaft ebenfalls auf der Suche sei, verließ sie ihn mit einer zweiten Photographie des vermißten Kapitäns.

"Besuchet sich Fräulein Gething wohl?" fragte der Kapitän, als er, nachdem er ihre Einladung zu einer Tasse Thee angenommen hatte, bemerkte, daß sie nur für zwei gedeckt hatte.

"Oh ja, sie ist nach London gefahren," sagte Frau Gething. "Sie hat da Freunde wohnen."

"Herr Glover," sagte der Kapitän bitter zu sich selbst. "Ich traf vorgestern einen Freund von ihr hier," sagte er laut.

"Oh, ja — Herr Glover," sagte die alte Dame, "ein Herr in sehr guter Stellung. Er ist sehr nett, nicht?"

"Reizend," murmelte der Kapitän.

"Der würde alles für sie tun," sagte die zärtliche Mutter. "Es ist wirklich rührend, wie er sich um sie anstellt."

"Werden sie bald Hochzeit machen?" fragte der Kapitän. Er war sich wohl bewußt, daß es eine unverkännliche Frage für einen Fremden war, aber er konnte sich nicht helfen.

"Wenn mein Mann gefunden ist," sagte die alte Dame, leise ihren Kopf schüttelnd. "Eher werden sie nicht heiraten."

Der Kapitän lehnte sich in seinen Stuhl zurück, schob seinen Teller von sich und überdachte diese neue Information. Zuerst schien es ihm ein aus-

gezeichneten Grund, Kapitän Gething nicht zu finden, aber der Gedanke war ihm kaum gekommen, als er ihn als unwillkürlich von sich bannte und den manhaften Entschluß faßte, sein Vestes zu tun. Eine Stunde lang saß er da und lauschte den ziemlich profaischen Reden der alten Dame, und als auch dann noch nichts die baldige Mittelfuhr von Annis andeutete, entfernte er sich still und kehrte an Bord der „Seemöve“ zurück.

## 6. Kapitel.

Es war eine große Verhöhnung für den Koch, als er fand, daß die nächste Meise der „Seemöve“ nach einem kleinen Hafen an der Westküste, namens Cocklemonth, ging, wobei unterwegs in der Garnisonstadt Bymouth angelegt werden sollte. Er sagte zu Sam, daß ihm ein Stein vom Herzen fiele, und ließ durch sein Venehmen keinen Zweifel darüber, daß er wenigstens vom Syndikat erwartete, daß es seine Geschichte für Wahrheit halte. Sie verbrachten fast ihre ganze Zeit in der Komblisse, wo sie, sicher vor geldgierigen Horschern, beim Waschen der Kartoffeln und Schenern der Töpfe ihre Pläne schmiedeten. „Auf der Spur“ war ganz besonders geschickt geschrieben und gab ihnen manchen guten Wink, wenn ihnen auch die Entdeckung, daß Henry es in die Finger bekommen und die wichtigsten Stellen mit einem Bleistift angestrichen hatte, große Sorge bereitete.

Die Mitglieder des Syndikats waren die ersten, die am Abend ihrer Ankunft in Bymouth an Land gingen. Sie waren bei ihren Veranschlagungen zu dem Resultat gekommen, daß der einzig in Frage kommende Ort, an dem ein ehemaliger Seemann seine Abende verbringen werde, ein Wirtshaus sei, und sie beschloffen daher, diese gründlich zu durchsuchen.

"Das schlimmste dabei," sagte Sam, als sie langsam zur Stadt schlenderten, "is das Trinken. Wenn ich erst fünf oder sechs Glas gehabt hab', sieht mich jedenein wie Klappen Gething aus."

"Wir woll'n ohne trinken fertig werden," sagte der Koch. "Wir wollen's machen wie der Kerl in der Geschichte. Hast Du sechs Penny bei Dich?"

"Wofür?" fragte Sam vorsichtig.

"Betriebskapital," antwortete der Koch, ordentlich stolz auf diese Phrase.

"Das macht für jeden drei Penny," sagte Sam, ihn argwöhnisch betrachtend.

"Sechs Penny jeder," sagte der Koch. "Reißte nu, was wir machen wollen?"

"Geld wegschmeißen," sagte Sam, zögernd sechs Penny aus der Tasche ziehend und dem Koch gebend. "Wo sind Deine sechs Penny?"

Der Koch zeigte sie ihm und Sam, dessen Glaube an die Menschheit durch das Studium der Kriminalgeschichte arg gelitten hatte, betrachtete das Geldstück kritisch.

"Wir können natürlich nich auf die gewöhnliche Manier in die Kneipen geh'n, ohne was zu trinken," sagte der Koch, "darum woll'n wir Schuhbänder verkaufen, wie der jung' Kerl in das Buch. Verstehste nu?"

"Warum woll'n wir nich erst 'was Billigeres probieren?" knurrte Sam; "Fußspuren messen oder die Leute bei'n Sprechen belauschen? Das is so recht Deine Manier, Koch, immer Geld ausgeben."

Unter dem ruhigen, verächtlichen Blick des Kochs wurde er erst störrisch und fing dann an zu schimpfen, worauf er damit schloß, daß er sein Geld zurückverlangte.

"Sei kein Narr!" sagte der Koch grob, "überlaß mich die Sache man."

"Daß ich am Ende nachher mit meine eigenen Schuhbänder an'n Stuhl festgebunden werd'," sagte der gereizte Matrose.

Der Koch tat, als wenn er nichts hörte, und blickte nach einem Schuhgeschäft aus. Als er eins gefunden hatte, ging er hinein, gefolgt von dem unzufriedenen Sam, und kaufte für einen Schilling Schuhbänder.

"Was muß ich denn sagen?" fragte Sam mürrisch, als sie wieder draußen standen und der

Koch ihm ein halbes Duzend Schuhbänder den Arm hing.

"Du brauchst nich zu sagen," antwortete der Koch. "Du gehst bloß 'rein und hältst sie die Leute Gesicht, und wenn Dich einer 'n Glas Bier ankaufst Du's ruhig nehmen."

"Wird keine Not haben," sagte Sam mit phetischer Miene.

"Du nimmst alle Kneipen auf diese Seite die Hauptstraße und ich nehm' die andere," sagte der Koch. "Nu wenn Du so freundlich an'st wie nu, denn wüßte 'ne Masse Geld einnehmen."

Mit einer letzten Warnung, nicht zu viel zu trinken, machte er sich auf den Weg. Der Matrose, dem diese Arbeit herzlich wenig zusah, nahm die Bänder in die Hand und lenkte die Schritte einer kleinen, aber sehr geräuschvollen Kneipe in der nächsten Straße zu. Das Gastzimmer war voll, und Sam sank das Herz, als er eintretend gemäß der Instruktion des Kochs, den Gästen keine Ware hingielt. Die meisten nahmen keine Not davon, und der einzige, der etwas zu ihm kam, war ein rotbrauner Sergeant von den Seefahrern, der sein Glas mit großer Vorsicht auf den Tisch setzte und fleißig auf ein Duzend Bänder stierte, auf seinem roten Kermel herumkrabbelten. Seine Bemerkungen, als er ihren Zusammenhang mit der entdeckte, waren höchst ernster und eindringlicher Natur und enthielten nicht die leiseste Anspielung auf ein Glas Bier.

In der nächsten Kneipe traf er einen Matrose, der sein gesamtes Warenlager auf dem Boden der Kneipe, dem solche Güte ganz unüblich kam, stand da und sah ihn stumm an, während seine Lippen von unterdrückten ruppigen Worten zitterten.

"Na, na," sagte sein Wohlthäter freundlich. "Sie brauchen sich nicht erst lange zu bedenken."

Sam gehorchte ihm prompt und entfernte sich schweigend, um nach dem nächsten Schuhladen zu laufen und neue Schuhbänder einzukaufen. Die Matrose, die Erfahrung gewöhnt, steckte er einen Teil seines neuen Vorrats in seine Tasche und betrat, einigte Paar in seiner Hand, die nächste Kneipe.

Die war ziemlich voll, aber er drängte sich durch und blickte sich, seine Ware in nachlässiger Weise anbietend, vorsichtig nach irgend welchen Zeichen von Kapitän Gething um.

"Naus!" sagte eine fette Kellnerin, den Matrose hoch werfend, als sie ihn erblickte.

"Geh' schon, Fräulein," sagte Sam, rot im Scham. Bislang hatten ihn die meisten Kellnerinnen stets mit Freundlichkeit behandelt und in den Kneipen wo er gut bekannt war, pflegte man ihn mit „Zu“ anzureden.

"Malköhr gehabt, Maat?" sagte eine Stenografin, als er sich zum Gehen wandte.

"Hunger, Herr," sagte Sam, der sich nie an Gedanken wegen seines Aussehens machte.

"Sehen Sie sich hierher," sagte sein Matrose-Freund, der Kellnerin, die den Matrosen noch mit feindseligen Blicken betrachtete, zunichtend.

Sam setzte sich und segnete im Geiste den Matrose, behalt bezüglich der Gratis-Biere, als sein Matrose-Freund an die Toonbank ging und seinen Matrose gab. Seine Augen strahlten von einer Mischung von Dankbarkeit und Vergnügen, als sein Matrose-Freund mit einem Krug Bier und einem halben Duzend Brot zurückkehrte.

"Machen Sie sich darüber her, alter Jung," sagte der Mann, ihm das Brot reichend, "es is mehr da."

Er setzte sich ihm gegenüber, tat einen Matrose Zug aus dem Krüge und paßte mit freundlichem Lächeln auf, wie der verhungerte Matrose es würde. Er konstatierte die seltsame Tatsache, daß ausgehungerte Menschen zuerst suchte an der äußeren Rinde knabbern und dann mit kleinen, sehr kleinen Krümmen beginnen, indem vermutlich wohl mehr Lust in'stinkt, als besondere Gründe sie vor den Geheiß des Ueberessens warnen.

Während mehrerer Minuten quälte sich der Matrose mit einem Auge auf den Krug und dem andern

auf die Thüre, ab, seine Nolle weiterzuspielen. Dann erhob er sich, und abgerissene Worte des Dankes murmelnd, sagte er, er wolle einen Tell mit nach Hause nehmen für sein Weib und seine Kinder.

„Kümmern Sie sich nicht um Ihr Weib und Ihre Kinder,“ sagte sein Wohlthäter, seinen leeren Arm hinsehend, „Sie essen das auf und ich gebe Ihnen dann ein paar Bröte, die Sie mit nach Hause nehmen können.“

„Mein Herz ist zu voll zum Essen,“ sagte Sam, der ihr etwas näher rückend.

„Er meint seinen Magen,“ sagte eine strenge, aber jugendliche Stimme, die der unglückliche Matrose nur zu gut kannte. Er drehte sich schnell um und sah das Gesicht Henrys über die Wand der Vorgänge und daneben die grinsende Wisage Dicks.

„Er war heut' Nachmittag bei uns an Bord,“ fuhr sein jugendlicher Quälgeist fort, indem er noch höher auf die Wand der Vorstellerte und, einen Arm schulberstreckend, mit auflagendem Finger auf Sam wies, der wieder auf seinen Platz zurückgedrängt war. „Wir haben ihn ein famoseres Mittagessen gegeben, und als er das gegessen hatte, ist er heimlich in das Zeug von ein von unsere Leute verpackt.“

„Das ist wahr, Maat,“ sagte der entzückte Dick zu dem zuhörenden Publikum.

„Ein von unsere Leute, der Sam heißt,“ fuhr Henry fort, „ein von die besten und gutmütigsten Kerle, die je gelebt haben.“

„Ganz famosere Kerl ist er,“ pflichtete Dick bei. „Ein hübscher, großer Mann ist er,“ sagte Henry, „und dieser Kerl hier hat sein Zeug an.“

Die Gäste starrten Sam an, wie er mit offenem Munde dasaß und diesen ekelhaften und wenig zeitgemäßen Lobreden lauschte. In jeder Versammlung werden sich sicher immer einer oder zwei finden, die es für ihren Beruf halten, Unrecht wieder gut zu machen, und auch hier war einer von diesem Typus anwesend, der sofort den Vorschlag machte, dem rechtmäßigen Eigentümer sein Zeug wieder zuzustellen. Sein Vorschlag wurde mit Begeisterung aufgenommen und ein Duzend Leute scharten sich sofort um den unglücklichen Sam.

„Draußen, meine Herren, bitte,“ sagte die Kellnerin schnell.

Sie gingen in einem Knäuel hinaus, der dicke Matrose in der Mitte, wie ein Verrückter um sich schlagend, und rammen beinahe drei vorübergehende Soldaten über den Haufen. Zwei davon hießen Murphy und einer O'Sullivan, und die jetzt entstehende Prügelei erforderte drei Polizisten und eine Patrouille zu ihrer Unterdrückung. Sam, der froh war, eine Gelegenheit zur Flucht zu entdecken, sah nur den Anfang davon. Im höchsten Grade entriistet, hielt er nicht eher an, als bis er ein halbes Duzend Straßen zwischen sich und der Szene seiner Niederlage gelegt hatte.

Er hatte nicht die Absicht, sein dem Koch gegebenes Wort zu brechen, aber er trank ein Glas Bier und war überzeugt, daß die Umstände das rechtfertigten. Dann spazierte er langsam eine Weile die Straße auf und ab und beratschlagte mit sich, ob er die Suche fortsetzen oder an Bord des Schoners zurückkehren sollte. Eine Zeit lang wanderte er ziellos umher, dann aber kam er zu dem Entschluß, sich nicht durch die Unverschämtheiten Dicks und des Jungen schlagen zu lassen, hielt vor einem erstklassigen Restaurant an und ging hinein. Zwei oder drei elegant gekleidete Herren, deren Benehmen vornehmlich von dem der räpeligen Gesellschaft, die er eben verlassen hatte, abstach, schüttelten ihren Kopf, aber nicht unfreundlich, und er war im Begriff, sich zu entfernen, als ein großer schwarzbärtiger Herr eintrat.

„Das ist ein schlechtes Geschäft,“ sagte der große Herr mit einem Blick auf die Schutzhänder.

„Ja, Herr,“ sagte Sam demütig.

„Sie sehen aber aus, als wenn Sie ganz gut dabei gedeihen,“ sagte der Herr ziemlich streng.

„Das sieht man so aus,“ sagte Sam und schüttelte seinen Kopf, während er die Thüre zu erreichen suchte.

„Sie trinken jedenfalls,“ sagte der andere.

„Nein, Herr,“ sagte Sam.

„Wann haben Sie zuletzt was gegessen?“ fuhr der andere fort.

„Gestern Morgen,“ sagte Sam, mit seiner Zunge ein weiches Stückchen Brot von seinen Zähnen entfernend.

„Wollen Sie was genießen?“ fragte der andere.

(Fortsetzung folgt.)

## Louisiana.

Von J. Wiese.

Wenige Länder sind so oft aus der einen in die andere Hand übergegangen, wie Louisiana. Das ungeheure Gebiet, das sich westlich vom Mississippi bis zu den Felsengebirgen, südwestlich bis zum heutigen Texas erstreckt, während es der Golf von Mexiko im Süden und das Dominium Kanada im Norden begrenzen, wurde im Jahre 1541 von dem spanischen Abenteurer Ferdinand de Soto entdeckt. Gleich seinem verachteten Landsmanne Pizarro, dem er bei der Eroberung Perus Hilfe geleistet hatte, führte auch ihn kräftige Habgier in jenen Teil des amerikanischen Kontinents. De Sotos Phantasie war vollgepfropft von den fabelhaften Erzählungen, die zu jener Zeit Glauben fanden und von unerhörten Reichthümern der Bevölkerung jener in geheimnißvolles Dunkel gehüllten Gegend berichteten. Es ist genügend, meinte er, den Glanz der jungfräulichen Wälder, Skulpturen und wilden Schluchten zu durchdringen, um in das Land des Goldes und der kostbaren Steine zu gelangen und mehr Beute zu finden, als in Mexiko und Peru gefunden worden war. Mit einem Heere von 600 Mann drang der Abenteurer durch unbekannte Gegenden. Das einzige Motiv, das Truppe und Führer veranlaßte, unter den größten Gefahren jene Gegenden kreuz und quer zu durchziehen, war die allerdings nicht in Erfüllung gegangene Hoffnung, auf ein reiches Volk zu stoßen, dessen Ausbeutung allen denen, die jemals Spanien wiedersehen würden, erlauben könnte, dorthin zurückzukehren, „erdrückt unter der Last der Reichthümer“. Als erster Europäer gelangte de Soto an die trübten Fluten des gewaltigen Stromes, der die innerstäbliche Zentral-ebene der Vereinigten Staaten befeuchtet. Hier fand er den Tod und wurde in den Wassern des „Vaters der Ströme“ versenkt. Nach unsäglichen Leiden und Strapazen rettete sich nur ein geringer Teil dieser Expedition nach Mexiko.

Waren die Spanier die ersten Entdecker der südlichen Regionen Nordamerikas gewesen, so versuchten die Franzosen dort zuerst festen Fuß zu fassen. Aber die Kolonie, die Admiral Coligny seinen verfolgten Glaubensgenossen errichtete, wurde bald wieder von den Spaniern zerstört; nachdem sie sich 1565 der Kolonie bemächtigt hatten, hängten sie die gefangenen Franzosen an den Bäumen mit folgender Aufschrift auf: „Aufgehängt als Ketzer und nicht als Franzosen.“ Das war der erste Akt der Feindseligkeit, der zwischen zwei europäischen Nationen in der neuen Welt stattfand. Der französische Hof blieb dem Schicksal der Hugonotten Floridas gegenüber gleichgültig. Aber ein Calvinist der Gascogne, Dominique de Gourgues, faßte die Sache anders auf und beschloß, den Mord an seinen Glaubensgenossen zu rächen. Er hatte noch besondere Gründe, die Spanier zu hassen. Unter den zahllosen Abenteurern seines Lebens war eins, an das er sich nur mit einem Gefühl des Borne erinnert: Als Gefangener hatte er auf den Galeeren Spaniens rudern müssen, und es war eine Befreiung gewesen, als die Türken ihn eines Tages gefangen nahmen samt dem Boote, auf dem er ruderte. De Gourgues verkaufte seinen Besitz (1567), erhielt einiges Geld von seinen Freunden, rüstete drei Schiffe aus und schiffte sich mit 200 Soldaten nach Florida ein, in der einzigen Absicht, seinerseits die zu tödten, die einen feigen Mord begangen hatten. Er überraschte

1568 eines der beiden an der Mündung des Flusses San Matheo errichteten Forts, kuppelte seine Gefangenen an Bäumen auf und brachte über ihren Köpfen die Aufschrift an: „Ich habe diese Leute gehängt nicht als Spanier, sondern als Verräter, Mörder und Mörder.“ Nach der Exekution schiffte sich de Gourgues sofort nach Europa ein. Bancroft macht die Bemerkung, daß die Indianer, die von den Franzosen und den Spaniern zugleich gemißhandelt worden waren, so die Genußnahme hatten, zu sehen, wie diese sich gegenseitig erwirkten. Der französische Hof gab Spanien die Erklärung ab, daß er das Vorgehen de Gourgues mißbillige und keinerlei Ansprüche an Florida erhebe.

Die ernsthafteste Erforschung Louisianas erfolgte erst durch den Franzosen Robert Cavalier de LaSalle in den Jahren 1667—1683. Als dreißigjähriger Mann war dieser Abenteurer in das wilde Gebiet des Westens vorgebrungen, um einen Fluß zu suchen, der sich in das ferne Meer ergießen und mit höchster Wahrscheinlichkeit die fruchtbaren Gold- und Silberländer Neu-Spaniens bewässern müßte. LaSalle war von Kanada abgereist; nach seinem in demselben Jahre abgefaßten Bericht drang er über die Wasserfälle von Louisvillle hinaus, erreichte aber nicht den Mississippi. Er ahnte jedoch, daß die Wasser dieses großen Stromes sich in den Golf von Mexiko und nicht in den Stillen Ozean ergießen. 1673 ließ LaSalle auf den Befehl Frontenacs, des Nachfolgers Courcelles', nahe dem Orte, wo der See Ontario in den Sanct Lorenz übergeht, ein Fort erbauen, dem er den Namen des neuen Gouverneurs gab. Im folgenden Jahre begab er sich nach Frankreich mit Empfehlungsbriefen Courcelles', des Marquis de Frontenac und de Talon und wurde von Colbert wohlwollend aufgenommen. 1675 erhielt LaSalle das Kommando des Forts Frontenac. Er hatte diesen Posten gegen die Iroquesen zu verteidigen; um ihn zur Entwicklung des Postens zu ernüchtern, schenkte ihm der König außerdem weit ausgedehnte Strecken Landes um das Fort. In Frontenac erhielt nun LaSalle die näheren Mittheilungen von einer Reise des Paters Marquette und der Entdeckung des Mississippi. Da ließ er sein Fort, seine Felder, sein Wild, seinen Fellschmelz und seine Indianerfreundschaft im Stich und ging nach Frankreich, um sich dort die Erlaubnis zur Vollendung der Erforschung des Mississippi und das Monopol des Handels mit Wülfelfellen zu holen. Nach der Rückkehr nach Frontenac (1678) bereitete er mit Unterstützung seines Leutnants Tonti sofort die Expedition vor. Der Winter wurde für den Bau einer Barke von 60 Tonnen verwannt, des „Griffon“, am Ufer des Erie-Sees, nicht weit von dem heutigen Buffalo. Der „Griffon“ segelte im August 1679 mit dem Franzosen LaSalle, dem Italiener Tonti, dem Kanadier Hennepin, mehreren Ordensbrüdern und etwa 30 Matrosen, Soldaten und Jägern ab. Er drang durch die beiden Meerengen und den See Saint-Clair, die den Erie- und Huronsee in Verbindung bringen, fuhr den Huronsee hinauf, überwand die Enge von Mackinaw, segelte über den Michigansee und legte sich in der Green-Bay vor Anker, nachdem er so in 26 Tagen eine Fahrt zurückgelegt hatte, die seitdem einer der Haupt-handelswege der Vereinigten Staaten geworden ist. Den „Griffon“ schickte man dann mit einer Ladung Felle zurück; das Boot sollte Lebensmittel heranzuholen, und man wollte es am Michigansee erwarten. Während des Winters 1679—1680 erbaute LaSalle das Fort Miami am St. Josephsflusse, dann drang er von diesem Fluße aus in einen der Zuflüsse des Illinois, dessen Lauf er bis Peoria hinauf fuhr. Dort wurde ein neues Fort gebaut, das den Namen „Grève-Coeur“ erhielt, wohl wegen der Beförderung, die der Gesellschaft das Fehlen jeder Nachricht über den „Griffon“ verursachte. Im März verlor LaSalle die Geduld. Er ließ Tonti in Grève-Coeur, marschirte zu Fuß mit einer Eskorte von drei Mann nach dem Fort Frontenac ab, ließ es sich angelegen sein, stets das gewellte Terrain zu verfolgen, das die Trennungslinie zwischen den Zuflüssen des Ohio und denen der großen Seen bildet, und durchauerte

so die zukünftigen Staaten Illinois, Indiana, Ohio, Pennsylvania und New-York. In Frontenac fand er alles in höchster Ordnung vor. Der „Griffon“ hatte Schiffbruch gelitten; man hatte das Gerücht vom Tode Lasalles verbreitet, und Gläubiger hatten sich seines Eigentums bemächtigt. Mit Hilfe des Generalgouverneurs konnte Lasalle jedoch die Vollendung seines Unternehmens von neuem in Angriff nehmen. Im November desselben Jahres war er wieder im Süden des Michigansees mit neuen Truppen und Vorräten, aber die Forts Miami und Crève-Coeur waren verlassen. Nemepin war den Illinois hinab und den Mississippi bis zu den Fällen von St. Anthony hinaufgefahren und dann nach Quebec zurückgekehrt. Von da ging er nach Frankreich und veröffentlichte 1683 eine Erzählung seiner Abenteuer. Tonti war von den Iroquesen angegriffen worden und nach der grünen Bai entflohen. Diese Unfälle konnten jedoch Lasalle nicht entmutigen. Er baute ein neues Fort am Illinois, das Fort St. Louis, und kehrte nach Frontenac zurück, um Leute, Waffen und Lebensmittel zu holen.

Im November 1683 finden wir ihn wieder am Illinois mit Tonti, der mit seinem Chef sich wieder vereinigt hatte. Sie brachten den Winter mit dem Bau einer Barke zu und reisten im Februar ab; sie fuhren den Illinois hinab, gelangten zum Mississippi und folgten seinem Lauf bis zum Golfe. Lasalle nahm feierlich die Mündung (9. April 1684) in Besitz des Königs von Frankreich. Das Land erhielt den Namen Louisiana von Ludwig XIV., der damals auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Triumphe stand. Lasalle ging wieder nach Norden, ließ Tonti im Fort Saint-Louis zurück, und begab sich nach Frankreich, wohin bereits die Kunde von seinen Entdeckungen gedrungen war. Er erhielt vom König eine Fregatte und drei andere Schiffe mit fünf Priestern, 12 Edelknechten, etwa 100 Soldaten, Handwerker und Bauern, im ganzen 280 Personen, eine volle Ladung von Vorräten und Werkzeugen zur Arbeit. Man ging daran, Louisiana zu kolonisieren (1684). Zum Unglück fuhr Lasalle über die Mündung des Mississippi hinweg und landete mehr westlich (1685) an einem Punkt der Küste von Texas, in der Bai von Matagorda. Die Kolonisten besaßen sehr bald ein tiefes Gefühl der Entmutigung. Vergebens durchforschte man das ganze Land; der Mississippi blieb unauffindbar. Keine Hilfe kam von Frankreich.

(Schluß folgt.)

## Rheinfahrten in alter Zeit.

Von H. Lautenberg.

Wenn wir zu Großen geboren sind, bewundern wir nicht die kleinen Flüsse, wenn sie auch klar und milchig sind, sondern den Nil, die Donau und den Rhein.“ So schreibt der Römer Longinus in seinem Buch vom Erhabenen. Diese Worte lassen nicht nur auf die Majestät schließen, mit der Deutschlands schönster Strom seine grünen Fluten dahinvollt; es erhellt daraus auch die Bedeutung, die schon die Römer dem Rhein beimäßen. Im Mittelalter ward diese Bedeutung nicht geringer. Stolz nennen ihn die Chroniken jener Tage des „riches stramm, des riches strage“. Nicht nur raufte sich damals der große Verkehr die Ströme entlang, waren an und für sich die Beziehungen der am Wasser gelegenen Orte und Länder untereinander regere als mit dem Inneren Deutschlands und mit dem Auslande: am Rhein und vorzugsweise in Mainz trafen sich die uralten Handelswege Europas. Hier leitete die Straße von dem griechischen Massilia, dem heutigen Marseille, durch das heftische und thüringische Bergland hinüber zu Weser und Elbe, zu Kelten, Germanen und Slaven, ein Weg, der schon im achten Jahrhundert fränkische Kaufleute bis tief nach Böhmen gelangen ließ. Von hier wand sich der Verkehr über den großen St. Bernhard hinab nach Rom, über den Brenner nach Venedig, über den Splügen nach Genua. Am

mittleren Rhein mündete die wichtigste der drei von Karl dem Großen angelegten Kurierstraßen, die von ihrem Knotenpunkt Agerre aus Italien und Spanien mit Deutschland verbinden sollten, um ihren Anschluß zu finden an die große Straße, die über die süddeutschen Reichsstädte durch das Land der Avaren und den Balkan hinabführte nach Konstantinopel. Schon im zwölften Jahrhundert fuhren Oberrheiner Schiffe über die Mündungen des Stroms in die Nordsee und nach England und in der Zeit der Hanse durch den Sund bis hoch in das baltische Meer.

Freilich ging in jenen Tagen die Schifffahrt auch auf den Strömen nicht so glatt und bequem von statten wie heute. Das Rheinebett war durch Deich- und Dammbauten nur unvollkommen, an vielen Stellen bis in das späte Mittelalter gar nicht reguliert. So wirkte schon die Breite des Flusses mancherorts hemmend und störend. Genantere Mitteilungen hierüber fehlen uns zwar; gewiß ist aber, daß der Stromspiegel infolge zahlreicher Nebenarme, Wüthe und Saube durchweg eine ungleich größere Fläche bedeckte als jetzt. Noch im achtzehnten Jahrhundert zum Beispiel besaß der Rhein bei Walluf in der Nähe von Mainz die mächtige Breite von 900 Metern bei einer Tiefe von nur 1 bis 7 Metern. Die durchschnittliche Breite dürfte 460 bis 500 Meter betragen haben. Insbesondere der Mittelheln führte streckenweise beträchtliche Mengen beweglichen Sandes, die das Bett der Flußsohle ständig veränderten und die ohnehin großen Gefahren der Schifffahrt wesentlich erhöhten. Wenn Urkunden des achten und neunten Jahrhunderts von einer ununterbrochenen Verkehrsbewegung über die ganze Länge des Unter-, Mittel- und Oberrheins zu berichten wissen, so kann dies nur für die Hochwasserfaison im Frühjahr und Herbst und dann wiederum nur für die Flößerei Geltung haben; zu anderer Zeit mußte die nicht fahrbare Strecke des Mittelhains auf rechts- und linksrheinischem Landwegen (Ingelheim-Woppard bezw. Müdesheim-Dorch) umgangen werden. Die gefährlichsten Riffe fanden sich bei Bingen, Bacharach, Gauß, St. Goar und Nonnenwerth; übel berüchtigt waren auch Mühlstein und Fibel bei Müdesheim, Reisten und Niederloch bei Almannshausen. Schon die Römer, nach ihnen Karl der Große, dann die Kurfürsten von Mainz sowie die Rheingrafen hatten die Felsen durch Menschenhand teilweise ausbrechen und entfernen lassen. Ein gleichartiger Versuch, den im fünfzehnten Jahrhundert die rheinischen Kurfürsten gemeinsam unternahmten, scheiterte an der Höhe der Kosten und der Mangelhaftigkeit der Hilfsmittel. Ende des sechzehnten Jahrhunderts sprengten Franzosen und Schweden einen Teil der Riffe mit Pulver fort. Weitere hundert Jahre später ließ eine Mainzer Firma unter Zustimmung des Kurfürsten mit Hilfe der Holländer die Enge von Bingen so erweitern, daß von nun ab wenigstens Flöße in beliebiger Größe ohne Beschwerde passieren konnten. Eine völlige Sprengung der Felsen plante die preussische Regierung 1828; das Projekt ward jedoch erst am 1. November 1830 in Angriff genommen und am 23. Oktober 1832 zu Ende geführt. Im Jahre 1874 stellte man dann eine zweite Fahrtrinne am sogenannten Mäuseturm her.

Zu den Fährnissen, die also der Strom namentlich in seinem Mittellaufe bot, gesellten sich die Mängel in der Technik des Schiffbaues. Die Römer verwandten auf dem Rhein zuerst kleinere und größere Nachen, dann Ruderschiffe karthagischer und rhodischer Modells, denen Drusus eine etwas veränderte, schlankere Gestalt gab. Schwere Lasten pflegten die Römer auf Flößen zu expedieren. Das Mittelalter hat uns über die Stromschifffahrt nur spärliche Nachrichten überliefert. Soweit die Gesetze aus der Frankenzeit Anschluß gewähren, wurden damals keine Schiffe gezimmert, mit denen man sich über die Rheinmündungen hinaus in die offene See hätte wagen können. Noch im Beginn des zwölften Jahrhunderts ward der Personen-, Sachen- und Warentransport auf dem Strom in der Hauptsache auf Nachen und kleineren Schiffen abgewickelt.

Selbst bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gingen größere Lastschiffe aufwärts nur bis Bingen, weil die Strecke oberhalb — mit Felsen und Sandbänken bedeckt — für Fahrzeuge von einigem Umfang unpassierbar war. Im sechzehnten und im achtzehnten Jahrhundert befuhren den Rhein an kleinen „zweibordigen“ Nachen größere Lastschiffe (Humpelnachen) und Schiffe. Zwei Zweiborde gab es: einen Humpelnachen, drei der letzteren ein Schiff. Die Schiffe waren weder ein-, zwei- oder dreispännig. „Das einspännige Schiff war 80 Fuß lang und 6 Fuß breit, das zweispännige 95 Fuß lang und 8 Fuß breit und das vierspännige 100 bis 110 Fuß lang und 9 bis 10 Fuß breit.“ Diese Schiffe luden 500, 1000 beziehungsweise 2000 Zentner.“ Bis zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte sich das Bild wiederum verändert. In dieser Zeit waren in Rheinnachen mit einer Tragfähigkeit von 10 bis 30 Zentner, Aulernachen (50 bis 90 Zentner), Sprengnachen (150 bis 250 Zentner), Steinhaken (300 bis 500 Zentner) und „gewöhnliche“ Schiffe (1500 bis 3000 Zentner). Die eigens zum Warentransport bestimmten Fahrzeuge faßten freilich mehr. Im allgemeinen hielt ein größeres Frachtschiff auf der Strecke Basel-Strasbourg 120 bis 1500 Zentner, Strasbourg-Mainz 1500 bis 3000 Zentner, Mainz-Cöln 3000—4000 Zentner, Cöln-Holland 6000—10000 Zentner. Zum Abbewegen stromaufwärts wurde neben Segeln und Rudern Pferde- und Menschenkraft verwandt.

Dem Reiseverkehr dienten erst unbedeckte, später bedeckte Nachen und Schiffe, seit dem sechzehnten Jahrhundert sogenannte Yachten, die in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts bequemer ausgestatteten wurden, bis man Anfang des achtzehnten Jahrhunderts dazu überging, sie mit komfortablen Zimmereinrichtungen zu versehen. Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kamen die „Wasserbilgencen“ an. Nach der Schilderung eines Zeitgenossen bestand ein derartiges Fahrzeug aus „drei abgeordnete Behältnissen mit Glasfenstern, ohne die beiden Männe zum Gepäc im Vorder- und Hinterende. Zwei Treppen führten auf das platte Verdeck, das mit Geländer und Bänken versehen war und, wie man leicht denken kann, der angenehmste Aufenthaltsort. Ein Segel und drei Ruder außer dem Steueruder leiteten dasselbe. Auf dem Mast wechete ein Wimpel und auf dem Hinterteil eine Flagge. Auf der Seite war ein großes mit Segelnetz überspanntes Boot befestigt, welches den Schiffern und Bedienten zum Aufenthalt diente und worauf sich ein Feuerherd zum Kochen befand.“ Nach dem Urteil des Zeitgenossen war dies die angenehmste und bequemste Art zu reisen.

Die Uebernahme der Fahrten unterlag vielfach der Fischer- und Schifferzunft. Die Unternehmungen waren nach der Mainzer Verordnung vom Jahre 1685 gehalten, „jedemänniglich mit Bescheide, ohne und Staudesgebühr zu begehen“; sie waren zur Beobachtung der vereinbarten Abfahrtsstunden verpflichtet, durften die Schiffe nicht überladen und die Tage nicht überschreiten. In einer Wasserechse von Mainz nach Frankfurt brauchte man damals einen Tag, nach Cöln drei bis vier Tage, nach Rotterdam sechs bis acht Tage, nach Strasbourg ungefähr acht Tage und nach London „über zwanzig Tage oder gar drei Wochen.“ Selbstverständlich waren auch die Fahrpreise entsprechend höher denn heute. So kostete eine Rückfahrt von Mainz nach Oestrich 1 fl., nach Almannshausen 2 fl., nach Lahustein 5 fl., nach Coblenz 6 fl., nach Bonn 8 fl., nach Cöln 10 fl. „Für eine Yachte mit drei Zimmern von Mainz nach Cöln kostete höchstens 37 fl. und bei einer solchen von zwei Zimmern höchstens 30 fl. genommen werden.“

Den Höhepunkt der Rheinschifffahrt bilden das zwölfte und dreizehnte Jahrhundert. Nach der Coblenzer Zollordnung befuhren im Jahre 1200 den Mittelhain Schiffe vom Rhein und der Mosel aus den Bistümern Mainz, Worms, Speyer, Straßburg, Trier; von Bamberg, Regensburg, Basel, Zürich, ferner aus Bayern, Schwaben und anderen



# Hamburger Militär-

Lebens- und Lebensversicherungs-Gesellschaft  
auf Gegenseitigkeit in Hamburg.

**Unübertroffene**, künftige Versicherungsbedingungen.  
Unanfällbarkeit, Unverfallbarkeit  
der Policen. Nutzen frei auf der ganzen Erde. Kriegsrisiko ohne  
Extrazahlung. Höchste Dividenden in Lebensbranche. Garantierte  
Ermäßigung der Prämien in Leben von zwei Jahre an. — Man  
wende sich an die Direktion in Hamburg.

## DÜRKOPF-

Fahrräder.

DÜRKOPF & CO. A.G. BIELEFELD

### Wer dünner werden will,

durch nicht krankhafte übermäßige Körper-  
fülle plump, schwerfällig und unbeholfen  
erscheint, dem ist „English Breakfast-  
Tea“, Marke „Prince of Wales“, auf  
das wirksamste zu empfehlen. Nach kurzem  
Gebrauch wird auch der umfangreichste

### so schlank wie eine Tanne

und fühlt sich insofern wie neu ge-  
boren. Es versuche daher, wer dünner  
werden will.

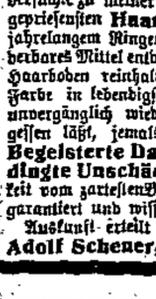
### „English Breakfast-Tea“

welcher absolut unschädlich ist.  
Zu beziehen in Paketen zu A. 2 und  
A. 4 und Porto. **Herzoglicher Hoflieferant**  
über rationelle Körperpflege (Baden-  
preis A. 1,-) für 50 A extra dabei, bei  
Bestellungen von A. 4 an gratis. Ver-  
sand gegen Nachnahme nur allein von  
**Bräukmann & Co.**  
Eisenkirchstr. 131.



**Selbst  
frühzeitig  
ergraut**

versucht zu meiner Verwahrung die höchst-  
gepflegtesten Haarfärbemittel. Bis nach  
jahrelangen Ringen ein unerschütterlich wun-  
derbares Mittel entdeckte, das leicht anwendbar,  
Haarboden reichhaltig, Kopf und Bart nat.  
Farbe in lebendiger Jugendfrische sofort  
unvergänglich wiederherstellt und ganz ver-  
gessen läßt, jemals ergraut gewesen zu sein.  
**Begehrteste Dankschreiben! Unbe-  
dingte Unschädlichkeit und Wirksam-  
keit vom zartesten blond bis tiefstem Schwarz,  
garantiert und wissenschaftlich bewiesen.**  
Auskunft erteilt bereitwillig und kostenfrei  
**Adolf Scherer, Frankfurt a. M. 59.**



**Billige böhmische  
Beitfedern!**  
10 G neue geschlos-  
sene A. 8, bessere A. 10,  
weisse daunenw. A. 16,  
A. 20, schneew. dau-  
nenweiche A. 25, A. 30. Versand franko,  
zollfrei, per Nachnahme. Umtausch  
und Rücknahme geg. Portovergütung  
gestattet.  
**Benedikt Sachsel, Lobes 311,  
Post Pilsen, Böhmen.**

### Für Raucher.

Hochpreiswerte, streng reelle Zigarren  
und meine nachliebenden Marken in  
billigster u. etwas höherer Preislage.

Mirzi	100 St.	=	A. 2,50
Unica	100	=	2,70
Santa	100	=	3,—
Wald	100	=	3,50
Trapero	100	=	4,—
Escara	100	=	4,50
Regina	100	=	5,—
Athina	100	=	6,—

Verband gegen Nachnahme oder nach  
Voreinsendung; 5 pSt. Rabatt bei Ori-  
ginalität (100 Stück). Preisliste über  
Zigarren jeder anderen Art, Zigaretten  
und Tabake post- und kostenfrei.

**J. Wilhelm Borchert**  
Zigarren-Import. Begründet 1872.  
Berlin NW., Reichstraße 46.



### Auf Kredit

gegen geringe  
Abzahlungen liefere ich  
zu sehr mässigen Preisen

**Wand- und Standuhren,  
Taschenuhren, Goldwaren,  
Opern- und Reisegläser, Sprech-  
maschinen,  
Musikwerke,  
in garantiert aller-  
feinster Qualität.  
Illustr. Preislisten  
bei gefl. Angabe, auf  
welche Ware reflek-  
tiert wird, postfrei.**  
**V. Schmitz**  
Hörscheid-  
Solingen 135.  
(Gegr. 1852.)  
Tausende  
Anerkennungen.



### Aufruf!

### Keinen Schnurrbart!

mus mancher sagen  
und schon vieles an-  
gewandt; ich bitte Sie,  
versuchen Sie zum  
letzten Male noch mein  
Bartwuchsmittel  
„**Colossala**“ zu  
A. 4.  
Haben Sie kein Zu-  
trauen, dann überlasse  
ich Ihnen eine kleine  
Probe franko, damit  
Sie sich von der Wirkung überzeugen  
können; in diesem Falle bitte mir für  
Unkosten 60 A mit einzufenden.  
**P. Koehs Laboratorium für Haarpflege**  
Eisenkirchstr. 245.



**Gold- u. Silberwaren**  
Wecker-Uhren m. Absteller v. A. 1,80 an  
Nick.-Rom.-Uhr, 30 St.-Werk, A. 3,25 „  
Echt silb. Romant.-Uhren v. A. 6,90 „  
Echt silb. Damen-Uhren v. A. 6,75 „  
Echt gold. Damenhalaketten  
mit Schieber, 130 cm lang v. A. 12,50 „  
Versand gegen Nachnahme oder vor-  
herige Einsend. d. Betrages. Risiko aus-  
geschl., da bei Nichtgefall. Geld retour.  
Uhren aller Art

**Julius Busse**  
Berlin C. 19, Grünstr. 3/3K.  
Reich illust. Katalog über  
alle Arten v. Uhren, Ketten,  
Gold-, Silber-, Nickel- u.  
Bronzwaren, optischen  
Instrumenten, photograph.  
Apparaten, Musikwerken,  
Leder- und Stahlwaren,  
Uhren-Fournituren und  
Werkzeug, gratis u. franko.

**Optische Artikel**  
Echt goldene Ringe ... v. A. 1,20  
Kaffeecary, vernick., 4teil. v. A. 3,20  
Tafelaufsätze, versilbert v. A. 2,40  
Photographie-Alben ... v. A. 1,—  
Musik-Instrumente m. Platt. v. A. 3,90  
Operngläser mit Etui ... v. A. 3,50  
Wirklich billige u. anerkannt real  
Bezugsquelle für Wiederverkäufer  
Uhrmacher und Händler.  
Photogr. Apparate

## Wenn Sie bartlos sind




und sich in kürzester Zeit einen schneidigen Schnurrbart wünschen, so kann  
ich Ihnen einen Versuch mit meinem weltberühmten Bartwuchsmittel  
Cavalier nur angelegentlich empfehlen. Fortwährend erhalte ich unau-  
gefordert die warmsten Dankschreiben; in fast allen Ländern der Erde kennt  
man die Vorzüge meines Cavalier. Von Afrika über Australien Amerika  
und allen Ländern Europas erhalte ich immerfort Bestellungen. Kein Con-  
currenz-Preparat kann sich rühmen auch nur annähernd gleiche Erfolge  
erzielt zu haben. Trotz der Vor-  
züglichkeit meines Mittels  
**zähle ich bei Nichterfolg  
das Geld zurück** sobald meine Abnehmer also gar kein Risiko haben.  
Garantisch kein liegt jeder Sendung bei.  
Ich habe ich bemerken sofort in War der mir auch nur einen einzigen Fall nachweist, in dem ich mich nicht  
läufig gewweigert hätte bei Nichterfolg das Geld zurück zu zahlen oder unständliche Beweise verlangt hätte. Diefelbe  
Ehrlichkeit, die in meinem Geschäft Grundlag ist, setze ich auch bei meinen Bestellern voraus. Der Preis beträgt  
Stärke I, 2 Mrt. Stärke II, 3 Mrt. Stärke III, 6 Mrt., III ist besser und schneller in Wirkung als II, und II wieder  
besser als I. Versand nur gegen Nachnahme oder Voreinsendung des Geldes. Ausland nur gegen Vorauszahlung,  
Porto extra, bei 2 Dosen portofrei, bei 3 Dosen eine Dose unsonst.  
**Einige Auszüge aus Anerkennungen!**  
Habe nach Gebrauch Ihres Cavalier ein. schneid. Schnurrbart bekom. Meine  
Collegen haben mich bewundert als Sie mich nach 8 Tagen sahen. U. G., Augsburg.  
Ihr Cavalier hat bei mir sehr gut gewirkt. S. B. Motzow.  
Ich habe schon in 3 Wochen ein. schneid. Schnurrbart erzeugt. W. M. Witten.  
Ich habe vor 10 Tagen eine Dose Cavalier erhalten und schon einen starken  
Schnurrbart bekommen. S. A. Schmelzerhof.  
Man lasse sich daher durch keine Anpreisungen betören und bestelle nur bei  
**Heinrich Küppers Nachf., Köln a. Rhein No. 328**  
Versandhaus in osmet. Präparaten Seifen u. Parfümerien aller Art.

## Die Ihr krank und schwach seid!



Die Ihr energielos, nervös überreizt, verzagt und  
ohne Lebenslust dahinwelkt! Wir fordern von Euch,  
dass Ihr einen Versuch macht, Eure seelische und  
körperliche Gesundheit wiederzugewinnen!!

Folgende Briefe gingen uns von solchen zu, die  
den Versuch gemacht haben und denen geholfen wurde.

**J.-No. 1505.** 4. 1. 04.  
Nach zweimonatlicher An-  
wendung des Electro Vigor gegen  
Stiffheit des Halses und Rückens  
und der Oberschenkel bis zum  
Knie bin ich soweit hergestellt,  
dass ich meinem Beruf unge-  
hindert nachgehen kann. Für  
die Nachfrage nach meinem Be-  
finden bestens dankend, wünsche  
ich Ihnen weitere grosse Ver-  
breitung des Apparates.  
R. in Swinemünde.

**J.-No. 1505.** 18. 1. 04.  
Auf wohlwollenden Schreiben  
vom 8. ds. Mts. mit der Bitte,  
meine Aeusserungen den noch  
leidenden Patienten mitzuteilen,  
dass ich von Tag zu Tag mich  
wöhler fühle und meine Glied-  
massen freier bewegen kann.  
Der Apparat bei guter Behand-  
lung und wie vorgeschrieben an-  
gewendet, wird eine Wohltat  
für die Menschheit, ob alt oder  
jung, gleich viel.  
Derselbe: R. in Swinemünde.

Die Originale dieser und vieler hundert anderer Zeugnisse liegen in unserem Bureau, Friedrichstr. 153a für  
jedermann zur Ansicht aus.

Ein sehr interessantes Buch, welches einige Angaben über die Anwendung der Elektrizität  
und über die Selbstbehandlung mittels derselben enthält, ist von uns herausgegeben worden  
und im eigenen Verlage erschienen. Wir senden dieses Buch — es existiert davon auch  
eine Sonderausgabe für Damen — Leidenden, die sich, möglichst unter Einsendung dieses  
Inserates, an uns wenden, oder uns mitteilen, wo sie dasselbe gelesen haben, umsonst und  
postfrei zu. Briefe an uns bitten wir ganz genau zu adressieren:

**The Dr. Mac Laughlin Company**  
Berlin NW, 58, Friedrichstrasse 153a. Hamburg 93, Grosser Burstah 2-4.



**!! Nie wiederkehrend !!**  
In la Phonograph A. G.  
Erstkl. Künstlerwalzen  
St. 75 A. Vorherend, des  
Betrag. Nachn. 30 A mehr.  
Versandh. Hugo Lillmann,  
Berlin, Marburgerstr. 21, p.

### Händler und Hausierer

Verkauft Preisliste über Kurz-,  
Mittel-, Leder- und Stoffwaren,  
Seifen u. alle einschlägigen Artikel von  
**Wilhelm Sonnenberg**  
(Inhaber: S. Rosenstein), Hamburg,  
Großneumarkt 24, Spez. - Engros-  
Gesch. nur f. Händl., Hausf. u.  
Markttr. Verf. überall, geg. Nachn.



**Meinel & Herold**  
Harmonikafabrik  
Musikinstrumenten-Versand  
Klingenthal (Sachl.) Nr. 8  
Istizen unter bester Garantie Har-  
monikas in über 120 versch. N.  
Hörern v. M. 8,50, Guitaren v.  
M. 5,—, Belgien v. M. 4,— an. Preis  
an Inhaber, Musikwerke, Mandolinen,  
Sitar, Santonsens, Dornas etc.



### DER WEIBLICHE ZWISCHEN- IN KUNST UND NATUR

J. ANDERSEN. BERLIN-VERLAG  
VON DR. PRAGGA. HUGO BERGMANN  
Preis A. 3, elegant broschürt;  
A. 4,50, hochelegant gebunden.  
Zu beziehen durch die  
**Bermühler'sche Versand-Buchhandlung**  
Berlin SW. 61, Gitschinerstrasse 1a.

### Tapeten-

Beste kaufen Sie bei mir fast so günstig  
wie in einer  
**Auktion**  
zu 20 000 Rollen gebe ich zimmerweise  
an jedermann kolossal billig ab. Ver-  
langen Sie Muster vom Tapetenhaus  
Europa, Inh. G. Stränger, Schalle in  
Weßfalen.

### Briefmarken

einzel-  
und  
Sätze  
versend. gern zur Ausw. Hofmann & Co.  
Dresden - Altst., Dippoldswalderyasse



### Haare

i. Gesicht etc. entfernt unschädl.  
das geflecht geschützte echte  
Brünnings-Enthaarungs-  
Pulver. Dose A. 2 und 20 A für Porto,  
2 Dosen A. 4 franco. Geg. Voreinsendung  
ob. Nachn. Carl Reiffers, Lönegasse  
Frankfurt a. M. 22.

### Mumme

(Malzpräparat)  
ärztlich empfohlen  
Prospekte kostenlos.  
bei **Blutarmut, Bleichsüdt**  
Entkräftung etc. als Stärkungs- und  
Genussmittel. 1/2 Fl. steril. A. 5 franko.  
1/4 Kg. - Dose pasteur. A. 11 franko.  
H. Nettelbeck, Ges. m. b. H., Braunschweig.

### Die geschätzten Leser

bitten wir, bei Anfragen,  
Bestellungen von Preis-  
listen und bei Aufträgen  
stets auf die  
„**Neue Welt**“  
Bezug nehmen zu wollen.  
„**Neue Welt**“  
Abteilung für Anzeigen.

Gegenden. Auf dem Unterrhein unterhielt Köln einen lebhaften Verkehr mit Holland und England und später mit der Ostsee. Außer den Berufsschiffen hatten die reichen Handelsherren und die Klöster vielfach ihre eigenen Fahrzeuge. So besaß das Kloster Dorsch bereits seit 838 eigene Schifffahrt, mittelst der

es hauptsächlich Wein und Getreide exportierte. Auch das berühmte Kloster Oberbach im Rheingau unterhielt zu Beginn des 13. Jahrhunderts selbst gebaute Fahrzeuge; es verfuhr neben Weinen und Getreide Fische, Salz und andere Artikel vornehmlich nach Köln, wo es seit 1126 ein Wohn- und Lagerhaus erworben, dessen Besitz es sich von Papst Alexander III. mit seinem übrigen Eigentum festerlich bestätigen ließ. Seine Schiffe waren vor den übrigen kenntlich an den Tierfiguren, wie Bock, Stau n. a., mit denen Kiel oder Bug verziert waren. Die Handels-schifffahrt auf dem Rhein, die einen besonderen Artikel für sich beanspruchten würde, kann hier nur flüchtig gestreift

werden. Schon 1074 zählte Mainz mehr denn 600 der reichsten Kaufleute, und Köln stand ihm nicht viel nach; nächst ihnen wären Worms und Frankfurt als Handelsstädte am Mittelrhein zu nennen, am Unterrhein Duisburg, Neuss, Bonn und andere. Auch auf dem Unterrhein traf man Schiffe aus Schwaben, Bayern und dem Moselgebiet. Ferner verkehrten hier Fahrzeuge aus Genua, Dinant, Namur und anderen Orten an der Maas, aus Brabant und Flandern, aus

Hardewijk an der Zuidersee, aus Thiel, Deventer und Utrecht in Friesland. Neben langen Warenzügen, die die Ufer des Stromes entlang zogen, belebten Hunderte von Schiffen den Fluß, und es mochte wohl einem Bedürfnis entsprechen, wenn der Domherr Heinrich von Mainz im Anfang des

Fahrgelegenheit für Personen, Sachen und Korrespondenzen suchte. Das Mainz-Frankfurter Marktschiff wird urkundlich schon 1105 erwähnt, als Heinrich V. seinen Vater in Mainz zu bekriegen trachtete. Die Stadt Frankfurt stellte zu dem Zuge nämlich neben 50 Söldnern auch ihre beiden Markt-

schiffe. Die Einrichtung ist jedoch älteren Datums, wenn sich auch die Zeit ihres ersten Entstehens nicht mehr bestimmen läßt; es heißt nur, daß „von Alters her zwischen Frankfurt und Mainz zwei Frankfurter Schönrats- und Marktschiffe“ gefahren seien und daß jedes dieser Schiffe 200 Personen befördern konnte. Nach der Mainz-Frankfurter Verordnung durfte „kein Schiffmann von halbfasten ane bis zu Sanct Michels Tag assen V. uen des morgens ungeferlich einche Mensch zu Wenz schiffen, noch führen bis gen Frankfurt, des gleichen soll ire Lehner von Sanct Michels Tag ane bis zu halbfasten assen uen des morgens ungeferlich einch Mensch zu Wenz schiffen noch führen fürter gen Frankfurt zu führen by eine penne X.



Walter Georgi: Ernte in Oberbayern.

zwölften Jahrhunderts eine allgemeine Weltkarte verfertigte und Heinrich V. überreichte, „dergleichen zu damaligen Zeiten völlig unbekannt war.“ Seit der Entdeckung der großen Seewege war es natürlich auch mit der Glanzperiode des rheinischen Handels vorbei, bis der dreißigjährige Krieg ihn auf lange hinaus vollends ruinierte.

Von größter Bedeutung wurde schon früh die sogenannte Marktschifffahrt. Sie war es eigentlich, die zwischen Städten und Dörfern regelmäßige

gulden.“ Schon 1464 ward den Marktschiffen befohlen, daß ihre Schiffe mit „geschützte und zugeriist fahren sollen als herkommens“; sie mußten „geloben und schwören, wen sie führen, arm oder reich, daß sie den getreulich schützen und schirmen, und nach ihrem Vermögen, als sein selbstlich, vertreten sollen.“ Sänftig, bei starkem Verkehr namentlich zur Meßzeit, pflegten zumal dem Frankfurter Marktschiff einige Rähne angehängt zu werden, die Gepäck und Güter aufzunehmen hatten, während die Reisenden sich

auf dem Hauptschiff befanden. Hier entwickelte sich dann ein recht buntes Leben und Treiben. „Christen und Juden, Angehörige der verschiedensten Nationen jeden Alters und Geschlechts drängten sich durcheinander. Hier wurde gehandelt, Obst, Stuchen, Wein, Bier, Braunkohl, Eisenwaren usw. verkauft, dort saß eine Gruppe, die aus ihren Mantelfäden und Blinden Schwären entnommen hatte und verzehrte; hier wurde geschäkert, dort schrieen kleine Kinder, Poëtreißer probuzierten ihre Klünste, Hunde bellten und zum Heberfluch ertönten nicht selten die quiekenden Töne einer Drehorgel. Einige rechneten bedächtig ihren unmaßlichen Gewinn, während andere nebenan schlafend laut schnarchten. Dabei hörte man fortwährend das Bettstengelknallen und das Knusen der die Pferde antreibenden Leinwäcker.“

Aufgegriffen dieses Verkehrsgebildes aus der „guten alten Zeit“ versteht man, wie Goethe im fünften Buche von „Wahrheit und Dichtung“ eine Fahrt auf dem Mainzer Marktschiff als „eine der unschuldigsten und zugleich unterhaltendsten Lustpartien“ schildern konnte, die er in der Jugend unternommen.

Es versteht sich am Rande, daß die urkundlichen Nachrichten über den Reiseverkehr aus der ersten Hälfte des Mittelalters sich fast ausschließlich auf Reisen der Könige, Fürsten, Bischöfe u. dergl. beziehen. Mit dem elften Jahrhundert finden wir auch solche von „Kaufman, Pilger, Pfaffen, Iesen und anderer unschuldiger Leute“ erwähnt. Für die spätere Zeit fließt das Quellenmaterial reichlicher. Durchweg reisten weit mehr Männer als Frauen; die Reisen der letzteren waren verpönt, „weil sie solches Begehen unter fremder Leute wider die weibliche Zucht und Schamhaftigkeit laufet, zumal dergleichen Reisen öfters Gelegenheit darwider zu handeln zu geben pflegen.“ Fördernd auf den Reiseverkehr wirkten freilich die Wallfahrten.

So gab es auch am Rhein eine große Anzahl berühmter Andachtsorte, deren jeder den anderen an Würdevolligkeit zu überbieten trachtete. Inmal gegen Ende des Mittelalters artete das Wallfahrtswesen immer mehr zur Wagnisbude aus. Es fanden sich Leute in großer Zahl, arbeitsscheu oder belasserte „Stationierer“, so durch das Land hin und wieder ihre Sammlung suchen, mit ihren Einsammelungen und pekuniären Geld's zuweilen bringen und groß Ablass fergeben; nennen sich der heiligen „Botschaft“ zc. (1521) — Elemente, die zu einer förmlichen Landplage wurden. Dazu traten die Märkte und Messen, die allerlei Volks der buntesten Art herbeizogen, die Wäber, die in der Nähe des Rheins schon früh Zutritt fanden und bald ein reges und vielfach eigenartiges Leben entwickelten, der intensive Verkehr von Künstlern, Gelehrten und Studierenden. So beschreibt Albrecht Dürer in seinem Tagebuch (1520) eine Rheinfahrt von Frankfurt nach Mainz und Köln: „Also fuhr ich im Frühlingschiff von Frankfurt am Sonntag gen Hoeft (Höchst) an; da wies ich meinen Zollbrief und man ließ mich fahren; auch verzehrt ich da 8 Frankfurter Pfennige. Von da fuhren wir nach Mainz. Nochmals hab ich ausgegeben 1 Weispfennig für auszuladen; dann 14 Frankfurter Heller dem Schiffsknecht, mehr 18 Pfennig für die Wirtel (Gepäck). Dann hab ich mich aufgedrückt in's Kölner Schiff, mich mit meinen Dingen um 3 Gulden. Auch hab ich zu Mainz verzehrt 17 Weispfennig. Item Peter Goldschmidt, ihr Wirtel, hat mir zwei Flaschen Wein geschenkt. Auch hat mich Weith Warndtiller geladen, aber sein Wirtel wollte keine Zahlung von ihm nehmen, sondern selbst mein Wirtel sein; und sie bewies mir viel Ehr.“ Am anderen Tage setzte Dürer seine Reise fort. „Ich hab, so berichtet er weiter, „für Fleisch in's Schiff 10 Heller

ausgegeben, und für Eier und Birn 9 Heller. Auch hat mir Meister Jobstens Bruder eine Flasche Wein geschenkt. Auch hat mich Bernhard Goldschmidt Wein und Vogel in's Schiff mitgegeben, sie auf der Meere nach Köln zu kochen.“

Nicht alle Reisebeschreibungen vom Rhein, die uns aus den folgenden Jahrhunderten reichlicher zu Gebote stehen, wissen über die gleichen materiellen Verhältnisse zu berichten. Besonders unangenehm mußte sich zumal in der ersten Hälfte des Mittelalters bemerkbar machen, daß es kein geordnetes Herbergswesen gab. Wohl bestimmte der Gottfried von Heimbach im Jahre 1083, daß kein Hausbesitzer einem Wanderer Herberge verweigern dürfe. „Hat der Besizer das, was der Wanderer bedarf, so soll er es demselben um billigen Preis verkaufen; hat er das Nötige nicht, so hole er es von seinen Nachbarn und verkaufe es in gleicher Weise an den Wanderer. Wenn er die Herberge verweigert und das Nötige weder aus eigener, noch aus zweiter Hand an den Wanderer verkauft, so soll dieser sich an den Vorsteher des Ortes wenden, der sofort die Bürger versammeln und den halstarrigen Besizer ohne weiteres scharf und öffentlich strafen wird.“ Trotzdem blieb natürlich der Reisende allen möglichen Fährnissen und Uebervorteilungen ausgesetzt. Seit dem vierzehnten Jahrhundert treten dann geordnete Herbergen, „Schilddwirtschaften“, auf, die dem Reisenden zwar manche Unannehmlichkeit boten, jedoch gleichfalls die Preise hochzuhalten verstanden, bis Hausordnungen und Tagen von Ratswegen her Wandel zu schaffen suchten, ein Eingreifen, das manche Reisende als eine „sehr vorteilhafte Polizeiveranstaltung“ zu rühmen wissen, weil dabei „der Reisende den Vortheil hat, daß er selbst auf das genaueste bestimmen kann, wieviel er verzehren will, und bey seiner Abreise entrichten muß.“

## Cyrill Wallenta.

Erzählung von J. J. David.

(Fortsetzung.)

Es gab da Dörfer, deren Bursche als Kaufbolde berüchtigt waren und von den Slowaken gelernt hatten, mit dem Messer zu arbeiten. Da konnte leicht einmal die Nachricht kommen, man habe den Feldwebel erstochen. Dachte Madlena dieser einen Möglichkeit, so erschraf sie dennoch sehr und fühlte ein solches Mitteilen in sich über das junge Blut!

Und überdies suchte sich ihr Mann immer eine solche Gelegenheit zu höhnischen Bemerkungen über den Fernen aus. Die empörten sie, weil sie ihren Zweck nicht so ganz verstand. Wozu sollte dies freundschaftliche Getue, dieses Gott und den Heiligen danken, hatte man den Herzensbruder erst heil wieder, wenn in allem Grund nichts nur als Gehässigkeit dahintersteckte? Wie konnte man lediglich des Vorteils willen oder aus Furcht eine solche dumme und feige Komödie spielen?

Es war wohl Furcht. Denn gediehen und reich geworden war man doch ohne den Wallenta. Er war aber ein beherzter Bursch, der sich um niemand zu kümmern brauchte und seine schlimmen Wege in aller Offenheit ging. Dadurch hatte er es ihrem Mann wohl angetan, der so schreckhaft und fürs Geheimne war. Wallenta aber raufte mit dem Teufel um ein Rückenbein und war insoweit ein Mann. Nur konnte sie durchaus nicht begreifen, was die Weiber so sehr hinter ihm zog. Denn hübsch war er sicherlich nicht. Man sprach viel von seinen Augen. Frech waren sie genug. Aber sie war noch nicht rot geworden vor ihnen, wie man sagte, jede mußte es werden, die er anguckte — sie nicht. Das redeten sich wohl nur die ein, die durchaus eine Ausreißer wollten.

Dabei merkte sie sehr gut, daß ihr Mann ihr mißtraue. Denn Worte, die sie ganz ohne Arg fallen läßt, griff er auf, wiederholte sie in allen Tonarten bei Gelegenheit, beschmiffelte sie förmlich.

Er war nun einmal hinterhältig und zum Verdacht geneigt. Und wenn er schon in Geschäften

diesem einen sein Vertrauen geschenkt, so mußte er sich doch nach seiner Art dafür schadlos halten. Es war erstamlich, was er in seinen vielen einsamen Stunden aus einem Satz herauslutschte, der ganz ohne Belang gebraucht worden war.

Es kamen Anspielungen und verdeckte Wendungen, die an ihr ordentlich herumbohrten. Beinahe war das manchmal, als wünsche er, sein Weib hätte ein Geheimnis vor ihm, nur damit er's erkunden könnte. Sie kannte ja seine Eigenheit von früher her und ertrug sie aus Gewöhnung leichter. Aber niemals hatte sie sich so bestimmt und beharrlich ausgesprochen.

Es wurde ihr ganz ernsthaft mißheimlich dabei. Denn das war ja nur eine Marter, wie es war. Gar nie mehr wissen, was man sagen oder wie man es herausbringen sollte, als stünde man vor Gericht oder gehe zur Beichte bei einer Mission. Da schwieg man doch lieber ganz, wenn der Caselan nur nicht auch hinter ihrem Schweigen was vermutet hätte. Derlei paßte ihr durchaus nicht. Sie war das nicht gewohnt, und es beugte sie wie ein Kleid, das nicht für einen gemacht ist. Es lag wie ein Druck und eine körperliche Lähmung über ihr.

\* \* \*

So gewöhnten sich die Eheleute das Neben einander beinahe ab. Es gab kurze Antworten, die keinerlei Nebenstimm in sich schließen durften und also abgeschnappt und trübsig klangen. Ihm war das natürlich gar nicht recht, und er deutete sich's nach seiner Gepflogenheit, die sie täglich besser erfaßte, wie erbitterte. Es war wie eine ewige, grundlose Schmollerei im Haus. Ametscha spürte das genau. Denn Kinder brauchen Wärme und sie merken jeden Luftzug, der erkältend durchs Zimmer streicht, und sie fordern unverbrüchlich ihr gewohntes Deputat an Zärtlichkeit.

Sonst hatten die Eltern immer Zeit für sie gehabt. Nun kam sie dem Vater manchmal ungelogen, und sie störte ihn in Gedanken, die also

sicherlich anders waren, als vordem. Er hatte etwas Fäzorniges auch ihr gegenüber an sich. Sie war gewohnt gewesen, der Mutter überallhin nachzutrippeln. Dagegen konnte man nichts einwenden. Denn eine Bäuerin, die einmal einer solchen Wertschätzung vorstehen will, die muß sich zeitlich gewöhnen, viel auf den Weinen zu sein und die Augen überall zu haben. Ein Schaden ist bald geschehen. Nun kam sie oftmals ungelogen. Ihre kleinen Fäzeln tappten der Mutter in ihre unverbaueten Gedanken hinein. Dies kränkte sie, und das war, sie wußte es bestimmt, doch erst so, seitdem der Wallenta da war. Denn nach solchen Werken schafften sich die Kinder ihre Zeiträume.

Den also mochte sie durchaus nicht. In wünschte sie fort, und alle seine Klünste, die er aufbot, sich das Herz des Kindes zu gewinnen, versingen nicht. Sie war ihm gegenüber unartig, und daß sie vom Vater dafür oftmals, freilich immer nur in des Cyrill Gegenwart, Schelte bekam, bestärkte die Sache bei der verstockten Kleinen durchaus nicht. Sie nahm ohne Dank die Spielereien, die er ihr künstlich genug zurechtbastelte, lernte die Weidenpfeifen von ihm blasen, die er mannigfach und meisterlich zu schnitzeln verstand. Verzauert horchte sie nur, wenn er einmal seine Manteltrummel nahm und zwischen die Zähne klemmte. Wie das nur schwirrte, summete, fauste, sang! Welche Gewalt die geisternden, eintrübnigen Klänge nur hatten, wie sie sich ineinander spannen, gleich Marienfäden einander haften, sich ausbreiteten, wie ein fernes Gespinnst! Das konnte gewiß niemand so wie er. Auch Madlena lauschte dann. Er war immer im Zwicklicht, wenn er seine Musik machte. Eben daß nur noch ein gelbes Fleckchen am Himmel glomm, während die Fledermäuse dem Kirchturm zuhuschten. Der Frau aber wurde dabei, als schlitze man einen Linden und hehlenden Mantel um sie, und mancher Krampf, den sie untertags beklemmt und mit Ahnungen beschwert, löse sich von ihr und fiele ab.

Die Prozesse gingen ihren Weg und machten so endlose und immer neue Beratungen notwendig. Teufeleien und Gegenklagen deckte der Wiberfacher aus, daß es nicht zum Glauben war und man sehr anpassen mußte, daß man nicht wo hineintrat und sich selber zurechtete.

Freilich war der Wallenta über allen Advokaten. Der sah jeden Kluff und jede noch so lockend zugedrehte Falle, mit der man's drüber probierte. Er hatte Zeit genug, über alles zu grübeln, und wenn dann der Zapletal erzählte, wie sich der Herr Doktor über die Einfälle des Wallenta wunderte, sie bestaunte, bedauerte, daß ein solcher Kopf nicht studiert habe, so schloß sich der Cyrill nicht wenig stolz und zu immer schärferen Anstrengungen geputzt.

Langsam wurde der Madlena klar, warum es eigentlich glug. Sie erschraf davor, wie bei etwas ganz Verrücktem. Denn seit die Welt stand, hatte es eine Wirtschaft gegeben. Immer war die ablig und niemals eines Bauern gewesen. Und ihr Mann wollte Gutsherr werden? Und dennoch glug sie öfter zuhorchen, seitdem sie's begriffen. Es lockte sie, und der Wallenta hatte etwas Zwingendes, wenn er sprach. Man mußte ihm zuhören und verstand augenblicklich, was er wollte und um was es eigentlich gehe. Da war nichts Nulloses und und Ueberflüssiges und keinerlei Herumgehackt. Und wenn er endlich auf den Tisch schlug: „So geht's,“ so schraf sie zusammen und ihr war, er hält mit der Faust an die Pfosten jenes Ganges geklopft, der zu ihren Wünschen führte, und ein Jurament hätte sie darauf geleistet: so ging's. Es war nur ein Blick, daß sie sonst auch im Hans und im Hof viel beschäftigt war. Denn es hat auch für die gesündeste Natur etwas Ansteckendes, wenn man die um sich unablässig mit einem einzigen Gedanken sich abtagt sieht. Sie schloß mehr als einmal, daß sie davon nittergriffen werde. Wie unter Narren kam sie sich vor; über eine Weise lacht es einen, sich ebenso närrisch zu benehmen.

Da hatten sich die Männer wieder einmal heiße Köpfe gemacht. Ihr brachte gerade dieser Tag viel zu schaffen, und es kam ihr langsam auch vor, als sähe sie ihr Mann keineswegs mehr als unbedingt nötig gern in einem Mann mit dem Wallenta. Nun, und der schien ihr wieder noch lange nicht wichtig genug, daß sie sich seinetwegen verdrießliche Gesichter schneiden ließe.

Es wurde aber ganz finster und die beiden eiferten immer noch ganz leise miteinander, ohne daß sie auch nur ein Licht machten. So steckte sie eine Kerze an und trug sie zu ihnen. Und wie sie, den Leuchter hoch in der braunen Hand, eintrat, so sah ihr Mann ganz im Schatten auf der Ofenbank und breit ihr gegenüber, daß alles Licht zuerst auf ihn fiel, der Wallenta. Sein Kopf war tief gesenkt. Er hob ihn erst, da sie hart am Tisch war, und sah sie an: frech, unruhig, mit zuckenden, gierigen Augen, und die Madlena schloß richtig, wie ihr plötzlich das Blut in die Wangen stieg und die Hand zitterte, die die Kerze niederstellen sollte. Das war unerhört! Es ging jäh wie ein Triumph über das Gesicht des Burschen, das er augenblicklich wieder in den Händen barg, während die Madlena mit unsicheren Fingern an ihrem Gewand herumstrich und rückwärtschreitend Aug' in Aug' mit ihm, wie mit einem Todfeind, vor dem man sich nicht die mindeste Blöße geben und dem man unter gar keiner Bedingung den Blicken weihen dürfe, die Stube verließ. Cyrill aber erhob sich bald nach ihr.

„Warum rennst denn so? Bleibst nicht da zum Nachtmahl?“ fragte Zapletal.

„Ich hab' genug für heute. Ich will auch was trinken.“

„Getrunken hast noch nicht genug?“

„Geht keine Rag' was an, was ich trink' für mein Geld. Was anderes will ich trinken, was Schärferes, mit dem Zindrak. Leut' will ich sehen, die auch noch singen können. Eine Nachteul' mücht' man ja werden dahier. Kommt mit zum Lichtenstern?“

Zapletal antwortete nichts. Es ging ihm mit jedem Tag schlechter mit den Beinen, so schlecht,

daß ihm die Frage schon wie Hohn erscheinen durfte. Cyrill aber ging seiner Wege, und noch im Hof hörte man ihn sehr Schlachtlied anstimmen:

„Ich komm nicht heim, o na,  
Vor'm hellen Licht, vor'm Hahnenkrah . . .“

Seine Stimme aber klang unsicher und überschlug sich.

Und so verging die Zeit. Wallenta blieb im Dorf, „eine Plage Gottes, recht eine Plage Gottes, die nicht endigen will,“ senkten die Alten. Er reichte wohl da und dort um eine Stellung ein, betrieb aber alles gleich lässig. Er schloß sich hier im Grunde ganz wohl. Daß man ihn fortwünschte, war ihm nur ein Anlaß mehr, zu bleiben. Wochten sie sich gisent!

Die Madlena gewöhnte sich immer mehr an ihn. Er fehlte ihr, wenn er nicht da war. Alle Welt hatte doch hinterlichs auf ihn los und schalt ihn, ohne den Mut, ihm zu stehen. So mußte er doch immer schlechter werden. Ein Gaul wird unter der ewigen Peitsche störrisch. Ein Mensch aber sollte nicht ganz verwildern darunter? Und sie begann Pariel für ihn zu nehmen. Erst nur in sich, dann auch vor ihrem Mann.

Sonst kam sie mit niemand in Verührung. Und das war schlimm, denn man munkelte über sie, und das Gerübe hätte sie vielleicht doch stutzig gemacht, weil sie auf ihren Ruf sehr stolz war. Ihrem Mann gegenüber aber blieb sie natürlich trozig. Der konnte doch niemals anders, als einem jede Freude und jeden Umgang verleißen. Und eifersüchtig war er doch immer und auf jeden gewesen.

Allmählich aber wurde ihr der Verdrießlichkeit doch zu viel. Da war Anneschkas Abneigung, die sie stutzig machte. Wenn ein Kind nicht mag, in dem ist nun nach alter Erfahrung nicht alles, wie es sein soll. Und sie war förmlich klüftig gegen den Wallenta. Und dann war ihr Casetan doch einfach schrecklich mit seiner hinterlistigen Mengier. Er leistete und kuppelte und lauerte und wollte sie liberrumpeln, und wenn sie dann mit der Frage auf ihn losfuhr, was er denn eigentlich von ihr wollte, so erschraf er, um den nächsten Tag wieder zu beginnen. Das war nicht auszuhalten. Da mußte man närrisch werden, geschah nicht bald ein Ende.

Nur bot sich gerade damals keine Gelegenheit zu einem offenen Wort. War sie aber unwirksam gegen den Wallenta, so wollte der's nicht merken oder machte sich durchaus nichts daraus. Er sah sie nur immer an. Und kann, daß sie durch Zufall für ein Weilchen allein waren und sie nahm sich nur den ersten Anlauf, was doch nicht so leicht ist, so tauchte sicherlich ihr Mann auf: „Was wispest Ihr da?“ Und ihr stockte das Wort. Denn er wollte freundlich und teilnehmend erscheinen, und dabei verzog sich sein Gesicht sehr hämisch, und er humpelte noch jämmerlicher als sonst. Als ein Unrecht und zugleich als Verlängerung eines unleidlichen Zustandes empfand sie diese Störungen.

Zapletal aber merkte ihre immer wachsende Verfangenheit wohl und deutete sie auf seine Weise.

Sich auswärts aber mit dem Burschen zusammen bestellen, widerstrebe ihr in jedem Sinn. Denn sie sah ihn durchaus unter sich. Sie war Großbäuerin, Frau, Mutter, und er doch nur ein einziger Mensch, ein Tunichtgut, ein Unbehafter. Mit so einem steckt man sich nicht zusammen, als hätte man mit ihm was zu verstecken. Auch war sie die Jahre her kaum allein ausgegangen, seitdem Anneschka laufen konnte und immer hinter ihr drein war, recht wie ein behendes Biestchen.

Zapletal hatte wieder einmal in der Stadt zu tun. Er war lange nicht dagewesen, die Rückstände hatten sich gehäuft, wie immer, wenn man nicht selbst hinter dem Advokaten her war, damit er nichts verschäume oder verschleppe.

Es war zu Anfang November und das richtige Allerheiligenwetter. Die Felder waren ganz kahl und von Krähen überflogen, die über die Schollen hüpfen, sich zu Schwärmen gesellen, krächzend flatterten. Ein recht unfreundlicher Tag. Spärliche Sonnenblicke, gefolgt von einem eisfalten, traurigen Regen, der so dicht fiel, daß man nicht bis zum nächsten Haus sehen konnte.

Gar keine Bewegung war in der schweren Luft. Hinter einem lag das Tagewerk, und man konnte in sich seine tiefe Müdigkeit nachfließen. Und der Hof war so still, daß man gar nicht glauben mochte, man sei in der Welt.

\* \* \*

Madlena hatte den Tisch für drei gedeckt. Denn ihr Mann nahm, wenn er in der Stadt war, niemals etwas zu sich und kam hungrig, aufgeregt und bissig zurück. Wallenta aber mußte ganz bestimmt kommen. Denn nach solchen Fahrten begannen jene Beratungen, die bis in die tiefste Nacht währten.

Wallenta kam mit der Glocke sechs. Er hatte etwas Schones den Tag, und seine Augen suchten beim Eintreten: „Der Bauer ist noch nicht wieder da?“

Die Madlena rührte sich kaum: „Nein.“

„Er kömt's aber schon sein. Es ist ihm doch nichts geschahen?“

„Was kann ihm geschahen sein? Nicht einmal ein Wasser geht in der Nähe. Die Straße ist eben wie ein Brett, und die Pferde sind fromm.“

„Ich bin aber doch immer in Sorgen um ihn.“

„So? Immer in Sorgen seid Ihr um ihn? Muß ihn freuen.“

Das war so geredet, damit man nur nicht schweige. Sie wußten's beide wohl. Der Bursche lief einigemal die Stube in einer springenden Unruhe durch. Dann setzte er sich, stützte den Kopf mit den struppigen, blonden Haaren, die sich zu einem Hahnenkamm sträubten, in die Hände und sah zu Boden. Die Porzellanuhr an der Wand tickte hell und eifertig. Man sah nur das blaue Messing des Perpendikels hell und glänzend und wie freischwebend durch die Luft tanzen. Und die Madlena nahm sich ein Herz. Recht schonend wollte sie mit ihm reden, und da fuhr es ihr heraus . . . „Wallenta — einer ist zu viel im Haus.“

Er rührte sich nicht: „So schafft ihn ab.“

„Das tu' ich eben.“

„So? Das tut Ihr eben?“

„Es geht nicht mehr, Wallenta. Alles mögliche redet er sich ein in seinem kranken Kopf. Und es ist doch kein wahres Wort daran.“

Er hob den Kopf mit einer leisen Bewegung nur so weit, daß er noch im Dunkeln blieb: „Es geht nicht mehr, nein. Aber er braucht mich.“

„Ihr könntet doch weiter mit ihm sein. Und ewig wolltet Ihr doch nicht im Dorf bleiben, mein' ich.“

„Nein, ewig will ich hier gewiß nicht verbleiben.“

„Er soll sich derweil zum Lichtenstern führen lassen. Wozu hat er denn die Stuechte? Dort trinkt er nicht, oder nur sehr wenig, weil er's immer gleich bezahlen muß, und er steckt die Hand nicht gerne in den Sack. Hier trinkt er, und das tut ihm schaden.“

„Ja, schaden tut's ihm,“ wiederholte der Bursche. Es war etwas Spöttisches dabei in seiner Stimme. Beide schwiegen, und beide horchten, ob sich durch die große Stille nicht endlich das Rollen eines Wagens näherte. Und beider Atem ging schneller. Denn die Madlena fühlte sich erleichtert, als wäre das Schlimmste hinter ihr.

„Also: Ihr werdet das so machen. Wallenta?“

„Ja, ich werde das so machen. Denn ich weiß schon: wenn und wo einer zu viel ist, da bin's immer ich.“

„Hier seid Ihr's einmal,“ entgegnete sie bestimmt.

„Wenn er mich aber um den Grund fragen wird? Denn er ist ein versteckter Mensch und will alles wissen.“

„So antwortet ihm, was Ihr wollt. Sagt ihm meinetwegen, Ihr habt es satt, Euch immer von mir und Anneschka Gesichter schneiden zu lassen, und sie lächelte.“

„Werd' ich ihm sagen. Das hab' ich auch satt,“ und auch er lächelte.

„Die Hand darauf, Wallenta!“

(Fortsetzung folgt.)

## Laß rauschen, Lieb, laß rauschen.\*

Ich hört ein Sichel rauschen,  
Wohl rauschen durch das Korn,  
Ich hört ein Mädlein klagen,  
Sie hätt ihr Lieb verlorn.

Lass rauschen, Lieb, lass rauschen,  
Ich acht nicht, wie es geht,  
Ich tät mein Lieb vertauschen  
In Veilchen und im Klee.

Du hast ein Mädlein worben  
In Veilchen und im Klee,  
So steh ich hier alleine,  
Tut meinem Herzen weh.

Ich hör ein Hirschlein rauschen  
Wohl rauschen durch den Wald,  
Ich hör mein Lieb sich klagen,  
Die Lieb verrauscht so bald.

Lass rauschen, Lieb, lass rauschen,  
Ich weiss nicht, wie mir wird,  
Die Bächlein immer rauschen,  
Und keines sich verirrt. —

**Slavisches Gehöft in Mähren.** Das richtige „Kleinbauern-Zeug“. Da ein Anbau und dort ein Anbau, hier ein Mäuerl und dort ein Mäuerl, zusammengewachsen und zusammengeflochten, wie es gerade ging; das Hausdach oben aus Schindeln, in der Mitte aus Strohschrauben, unten aus Kiefern bestehend; in einem Winkel ein paar Stangen, die wie Spieße in die Luft stecken; eingefunkene Gartenstangen und verfallene Säune; ein Kofor, das schief in den Angeln hängt; und ein unrakter Birnbaum, der seine verkrümmten Äste wie schirmend über die Dächer hält: Nicht gerade schön, aber beinahe „romantisch“.

Im Vordergrund der „Bauer“. Zwei Kühe hat er vor dem auf die „Schleife“ gestützten Pflug. Die beiden Jochträgerinnen haben nicht viel auf den Knochen, schreiten aber noch ziemlich tapfer einher, wahrscheinlich sind ihre Hüfte mit Blech beschlagen; das andere besorgt die Peitsche. Vorauf die Gänse, dann das unter der Garbenlast schier zusammenknickende Weiblein, zum Schluss die Schäfchen.

Der Künstler hat vor Jahren durch seine Wälder aus Bosnien, der Herzegovina, Montenegro und anderen interessanten Balkanländern großes Aufsehen erregt. —

**Ernte in Oberbayern.** Die Halme fahl, zum Brennen dürr, einzelne Körnchen schon lose in den Ähren, der rote Klatschnoh in voller Blüte, vom Himmel eine Glut, daß die Luft flimmert — das Feld ist senfereif. Am nächsten Morgen beginnen die Schnitter ihre Arbeit. Voran ihr bester Mann. Wo sein Senfenschwung aufhört, einige Schritte zurück, der zweite, dann der dritte und vierte, so daß eine Staffel entsteht. Hinter jedem Schnitter ein Mädchen oder eine Frau, die mit der Sichel die gefallen Halme sammelt und geordnet auflegt.

Unser Bild zeigt sehr anschaulich den Vorgang des „Hauens“. Wie der Schnitter mit der Sense aushebt, im Schwunge den Oberkörper dreht, wieder aushebt, ab und zu nach dem am Rücken in einem Holz- oder Hornbecher stehenden Wehstein greift, um die stumpf gewordene Sense zu schärfen. Das ausgetretene Korn wird in Garben gebunden, in „Mandeln“ oder „Puppen“ gestellt, eingefahren. Was alles manchmal in einem Tage geschieht. Tritt Regenwetter ein, dann erhält die Sache freilich ein ganz anderes Gesicht; die Ernte kann sich wochenlang hinziehen.

In Süddeutschland hat es „Wanderschnitter“ seit jeher gegeben. Zur Erntezeit zogen sie von einer Getreidegegend nach der anderen. Schnitten heute hier das Korn, später wo anders den Weizen, um dann nach einer Gegend zu gehen, wo die Gerste reifte. Sie hatten ihre Frauen oder erwachsenen Töchter als Gehilfen bei sich und arbeiteten in Accord. Die Zahl dieser Wanderarbeiter hat sich sehr vermehrt. Im Winter arbeiten sie in den kleinen Städten, zur Zeit der Heumahd und während der Ernte trifft man sie auf dem Lande. Es arbeitet immer eine ganze Kolonne. Der Vormann macht die Preise fest und führt

die Berechnung. Sie verdienen etwas, aber die Schinderei wird der in einem Walzwerke nicht viel nachgeben. —

**Das erste Stoppelfeld.** Ringsum stehen die schweren Roggenmandeln auf den Feldern und hier und da liegt selbst noch ein Stück Land ungemäht in schweren niedergebogenen Ähren. Aber ein Feld ist bereits gänzlich leer. Stroh liegt es da, traurig, öde, verflümmelt durch Menschenhand. Gelbe Stoppeln ragen kraftlos aus dem grauen Boden hervor. Kein Grün, kein Leben ist in dem verbrauchten Land, es ist alles herausgepreßt worden, was auszupressen ging, nun liegt es da verlassen in trostloser Dürre. Noch ist voller Sommer ringsum, aber hier thront schon der späte Herbst in seiner welken Vergänglichkeit. Die Sonne scheint so heiß über das Stoppelfeld, die Erde glüht, viel mehr als da sie noch das volle Korn trug. Aber die Wärme ist tot, sie weckt die verdorrten Wurzeln nicht wieder zum Leben. Kein Regen, kein Tau wird sie mehr erwecken. Sie werden vergehen, vergehen später, wenn der wirkliche Herbst kommt.

Aber jetzt ist noch voller Sommer. Wie reif und voll die Mandeln ringsum auf den Feldern stehen! Und dort arbeiten fleißige Schnitter emsig, das letzte stehende Korn zu mähen. Es wird nicht lange dauern, so wird alles gemäht sein. Alles wird am Boden liegen, alles wird zusammengeharkt und in große Garben gebunden werden und dann wird man die Garben alle aufstellen zu schweren, reichen Mandeln. Dann wird aller Erntesegen ringsum in Mandeln stehen. Und die Sonne wird brennen über die reichen Felder und der Wind wird die Garben ausdörren, damit das Brot gut gerate.

Schon sind die ersten Mandeln in den Schennen, Wagen um Wagen fällt sich und fährt, schwer wackelnd, seine Bürde heim in den Hof. Und um Bund wird aufgeladen. Mandel um Mandel, Schock um Schock, und Wagen kommen, Wagen gehen. Ein Wagen geht nach dem anderen und die Felder werden leerer. Und eines ist schon ganz leer.

Solange noch eine Garbe auf dem Felde liegt, solange noch der Wagen darüber fährt, der letzte Wagen mit den letzten Garben, solange ist noch Leben und Segen im Felde. Aber wenn der Wagen herabfährt, wenn die schweren Kläder in den Grasrand einwuchten, um auf den heimführenden Weg zu gelangen, dann ist alles Leben vorbei, dann ist das Feld wie mit einem Schlage verwaist und verödet, dann ist es trostlos, kahl und nüchtern.

So liegt über dem Stoppelfelde eine kalte Sterbensruhe. Es ist leer, leer, gänzlich leer. Kein Mensch betritt es mehr, keiner beachtet es mehr. Vorher war es die Hoffnung und der Stolz und viel leicht der Neid der Vorübergehenden, nun ist es ein Nichts geworden, eine Leere, von der niemand spricht.

Und so wird in kurzem Feld um Feld leer, bald werden sie alle leer sein. Ach, dann ist schon der beste Teil des Sommers dahin. Wie schnell er vergeht! Wie schnell alles Schöne vergeht! Die leeren Stoppeln erinnern schon jetzt im Juli an den Herbst. Ach, auch der wird kommen, er wird nur zu schnell kommen.

Wir können ihn nicht aufhalten, nicht zurückweisen; seine Rechte stammen von Ewigkeit her.

**Wie warm ist die Acetylenflamme?** Man sollte glauben, daß es dem Physiker ein leichtes sein müsse, festzustellen, wie hoch die Temperatur einer Flamme ist, und bei einem in jüngster Zeit so vielfach gebrauchten Brennstoff, wie das Acetylen es ist, kommt es bei so vielen Fragen der technischen Einrichtung darauf an, wie warm seine Flamme ist, daß schon aus dieser Rücksicht diese Temperatur festgestellt werden muß. Aber solche Feststellungen sind in der Tat sehr schwer durchzuführen. Gewöhnliche Quecksilberthermometer sind natürlich gar nicht zu verwenden, denn das Quecksilber siedet bei viel niedrigeren Temperaturen, als die hier in Frage kommenden betragen: es siedet bei 357 Grad (alle Temperaturangaben bedeuten Celsiusgrade). Diese Schwierigkeit hat man in geistreicher Weise dadurch umgangen, daß man den sonst luftleeren Raum in der Thermometerröhre über dem Quecksilber mit Stickstoff anfüllte. Der Siedepunkt eines Körpers tritt bei um so höherer Temperatur ein, je größer der Druck ist, unter dem der zum Sieden gelangende Körper steht. Wenn man nun ein so mit Stickstoff gefülltes Thermometer einer erhöhten Temperatur aussetzt, so dehnt sich sein Quecksilber aus, der mit Stickstoff gefüllte Raum wird kleiner, mit der Verkleinerung seines Raumes nimmt aber der Druck

des Stickstoffs zu. Also je höher die Temperatur ist, der man das Thermometer aussetzt, um so mehr erhöht sich auch durch Steigerung des auf ihm lastenden Stickstoffdruckes sein Siedepunkt, und ein solches Thermometer ist für recht hohe Temperaturen zu gebrauchen. Natürlich muß die Skala seiner Temperaturgrade besonders geacht werden, denn unter dem Druck dehnt sich das Quecksilber bei steigender Temperatur ganz anders aus, als wenn über ihm ein luftleerer Raum ist. Aber auch dieses Thermometer versagt bei der Messung der Acetylenflammentemperatur, weil das Glas des Instruments bei hohen Wärmegraden schmilzt. Von dieser Schwierigkeit ist die Messung mittels thermo-elektrischer Apparate frei. Wenn man zwei Drähte, z. B. Antimondräht und Wismutdräht, zu einem geschlossenen Kreis zusammenlötet, also so, daß die beiden Enden des einen Drahtes mit den beiden Enden des anderen zusammenlötet werden, und wenn man dann die eine Lötstelle in Eis stellt, die andere in warmer Temperatur bringt, so entsteht in dem Drahtkreis ein elektrischer Strom, der um so stärker ist, je höher die Temperatur der zweiten Lötstelle ist. Hierdurch kann man also auch sehr hohe Temperaturen messen. Aber leider wird ein großer Teil der Wärme, die dies Instrument messen soll, durch die Drähte selbst fortgeleitet, es bleibt also nur eine geringere Wärmemenge für die Messung übrig. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß die Messungen der Acetylenflammentemperatur sehr ungenau bleiben. Der eine Vorschlag gibt sie an als zwischen 2100 Grad und 2400 Grad liegend, der andere findet sie zwischen 1400 Grad und 1500 Grad. Jetzt hat E. L. Nichols für freigelegte Messungen veranfaßt. Er verwendete verschiedene thermo-elektrische Elemente; bei einem waren die Drähte 0,1998 Millimeter dick, beim zweiten 0,1598 Millimeter, beim dritten 0,1089 und beim vierten 0,0821 Millimeter dick. Er erhielt recht verschiedene Temperaturen der Acetylenflamme und sagte sich, daß die Differenzen davon herrühren, daß die verschiedenen dicken Drähte verschiedene Wärmemengen fortleiten. Aus diesen nach der Drahtstärke verschiedenen Wärmeleitungen berechnete er, wie die Angaben eines Thermo-Elementes sein müssen, dessen Drähte 0 Millimeter dick sind, d. h. eines idealen Thermometers, das gar keine Wärme fortleitet. Ein solches Thermometer muß also den genauen, wirklichen Temperaturgrad der Acetylenflamme angeben, und Nichols berechnete diese Temperatur auf diese Weise zu 1900 Grad. Freilich hat auch diese Berechnungsart manche Ungenauigkeiten, aber sie sind wahrscheinlich nur gering, und die Erbauer von Acetylenlampen werden sehr bei Vervollständigung der einzelnen Teile der Lampen, deren Stärke, Ausdehnung usw., um richtig zu funktionieren, sich nach der Temperatur der Flamme richten müssen, diese Temperatur als bei rund 1900 Grad liegend annehmen dürfen. —

**Praktische Halter für Gardinenstangen.** Die oberhalb der Fenster in den Wänden zur Aufnahme der Gardinenstangen vorgesehenen Haken können zur Stangen von ganz bestimmter Länge aufnehmen, weshalb jeder neue Mieter der Wohnung gewöhnlich die Arbeit hat, neue Haken einzufügen oder die alten verändern zu müssen. Um diesen Uebelstand zu beseitigen, werden jetzt recht praktische Halter hergestellt, die nach allen Richtungen leicht verstellbar sind. Man gibt zunächst den Gardinenstangen ein, wenn man schon beim Bau neuer Häuser die praktische Einrichtung vorgesehen ist. Der Kolben hat am Ende eine Flügelsschraube, die ein geschlitztes Blech trägt. Man kann nun verlässlicherweise sehr bequem den von dem Schlitze gehaltenen Haken nach links und nach rechts verschieben; man kann ihn aber auch durch Drehen um die Achse der Flügelmutter nach oben und unten verschieben. Dadurch ist es möglich, Gardinenstangen von sehr verschiedenen Längen zu verwenden, ohne daß man die bisher erforderliche lästige und zeitraubende Befestigung neuer Haken nötig hat. Man hat, wenn die Kolben einmal sitzen, keine Beschädigung der Wände zu befürchten. In den Fällen, in welchen der Fensterrahmen mit der Wand abschneidet oder sonst die Befestigung an dem Rahmen des Fensters direkt erwünscht ist, kann man diese praktische Einrichtung ebenfalls leicht benutzen, da sie für diese Fälle in etwas anderer Ausführung zum Aufstecken ausgearbeitet wird. Auf dem eigentlichen Trageil des Halters sind noch Rollen vorgesehen, die zur Aufnahme von Zugvorhängen dienen, so daß auch hierfür das Einschlagen besonderer Haken mit allen Umständen in Fortfall kommt. —

**Nachdruck des Inhalts verboten!**

Hierzu eine Anzeigen-Beilage.

\* Aus: „Des Knaben Wunderhorn“.